

Natascha Denner

# Schau, Schnee

Der weiße Keramikkranz umkreist die schwarze Flüssigkeit, *schwarz auf weiß, schwarz auf weiß* dreht sich der Reim gleich einer kaputten stotternden Schallplatte in meinem Kopf. Ich stelle eine schneeweiße Tasse mit Kaffee auf die Fensterbank. Draußen schubsen sich zwei kleine Kinder, die Ranzen zu groß für die schwächtigen Schultern, Erstklässler warten im grauen Morgen auf den Bus. Eine ältere Frau mit Regenkappe setzt langsam einen Fuß vor den anderen, stellt sich unter die gläserne Überdachung der Haltestelle. Der Bus bremst, verschluckt die Wartenden und fährt wieder.

Eine Schlange kriecht, nähert sich mir, zischt, wedelt mit dem Schwanz, greife sie, sie müsste rauhhh und schwer sein, meine Hände greifen nach Luft. Hat sich die Schlange verpuppt? Ein Schmetterling schlüpft aus der weißlich glitschigen Larve heraus, flattert mit sanften Flügeln im kleinen Raum, der Raum wird immer kleiner und der Schmetterschlag rasender, ein Flügel schon gerissen, ich öffne das Fenster. Der Schmetterling flattert frei, verschwindet gegen den leuchtenden Mond.

Ich muss mich konzentrieren auf Sachliches, Schlangen verpuppen sich nicht, auch die weiß glitschige Larve am Boden ist nicht mehr da. Auf Sachliches, greife nach dem Lehrbuch wie ein Ertrinkender, Wasser einatmend, nach dem Rettungsring,

*Strafrecht. Besonderer Teil Tötungsdelikte: Auch eine schlafende Person ist arglos, wenn sie die Arglosigkeit mit in den Schlaf nimmt. Auch eine schlafende Person... (Rspr. des Bundesgerichtshofs)*

Die Buchstaben zur Worten formen, die Buchstaben entgleiten, lassen sich nicht bändigen.

Brühe mir Filterkaffee, Wasser versickert im Filterrichter, übrig bleibt der schwarze Satz. Die Hände, die die Tasse halten, die die Tasse für mich auf den Nachttisch stellen und nicht da sind. Vergrabe mich in die weiche Decke, Durchzug in den Gehirnwindungen, spült den letzten verlorenen Gedanken raus, ich bin ein Wasserschöpf, ohne Stimmbänder schwimme ich stumm.

Die Schaumschicht schwimmt, die Kaffeehaut. Nehme den Zucker, reibe die Zuckerkörner zwischen Daumen und Zeigefinger, lasse Schneeflocken in der schwarzen Flüssigkeit versinken. Ich bin Urheberin der Schneeerzeugung. Ein Wort mit drei E in einem russischen Liedgedicht, endet mit drei E: **ЕЕЕЕЕЕЕЕЕЕ** (*langhalsig*). Drei E keine Ausnahmeerscheinung, sie häufen sich. Fahre den Laptop hoch. Der Kaffee auf der Fensterbank kühlt ab.

Fasil hat das Fenster geöffnet, die Schneeflocken sinken leise und langsam. Er schüttelt mich an der Schul-

ter: *Schau, Schnee!* Er kennt den Staub, die Hitze, den Sand, eine Hitze, wenn Wasser auf den Kachelboden gespült wird und verdampft, den Schnee kennt er nicht. Dass man so staunen kann... Schnee. Erschöpft sinke ich in den Schlaf, während der Fensterblick im Schnee versinkt, der Schnee den morgigen, schon heutigen Tag bestreikt. Ob der Bus pünktlich kommt...? Eine Erinnerung, fast vergessen, taut schneegleich auf.

Den weißgekränzten Kaffee stelle ich in die Mikrowelle. Die Tasse, beleuchtet vom künstlichen Licht, dreht sich, und der Schnee verdichtet sich großflockig zur Schneekugel. Ich bin vom Schnee eingekesselt. Stecke im Körper eines Schneemanns, ein inneres Organ im Schneemannskörper, bin ich das Herz? Und wenn ich mich strecke und aus dem Schneemann schlüpfe, wie das Schneemädchen aus dem Märchen. So leicht komme ich nicht davon – schon durch den schleimigen Kanal an das grelle Licht – noch stumm und taub blau angelaufen. Menschen stehen um mich herum in weißen Kitteln. Erwartet wird das Geschrei – streng und unzufrieden schaut die Frau in Gummihandschuhen mich an, rote Flüssigkeit tropft von den Händen auf den Kachelboden. Ich schreie. Jetzt werde ich vermessen, die Eckdaten in eine Kartei eingetragen, weggetragen, in einen Metallkasten gelegt, schlafe fast ein, werde aufgeschreckt durch dumpfen Schlag – ein Stempel von einer kräftigen Hand: Auf der weißen Kartei in blau und Großbuchstaben steht: *bestanden*.

Versuche die Mordmerkmale in Erinnerung zu rufen, Totschlag und Mord in Gedanken abzugrenzen. *Arglos wird man in den Schlaf gewogen*. Der Satz ist längst falsch zitiert.

Das Schneegestöber fegt mich fort, höre sein Heulen nicht, fühle nicht die schneidende Kälte, mit fünf Sinnen in den Schnee getaucht, der Schnee ist warm und aus Watte.

Die Regentropfen klopfen dunkelgrau gegen die Fensterscheibe, ein Tropfen reiht sich ein in einen Bach – Regenflusskarte am Fenster. Eisblumen, von meinem eisigen Atem gefriert der Regen zu Eisblumen. Die Schneeflocken federn in meinem Mund, hüllen meine Zunge und Zähne ein. Die Stimmbänder versagen. Mit zugeschnürtem Atem das Papier mit Worten pflastern. Wortpflastersteine. Das Blatt vor mir weiß wie der Schnee. Noch bevor ich mit blauer Tinte die Buchstaben kritzle, sind sie durchgestrichen, das Blatt noch weiß und nur der blaue Verlauf der Tinte an den Händen, sie ätzt die Zunge.

Es ist als ob mein Arm nicht mir gehört, der Arm einer Fremden. Außerhalb des Körpers begutachte ich mich. Streife die Taubheit von mir, atme tief ein, und die Taub-

heitstaube flattert weg. Die Kälte und Nässe der Schneeflocke, die zum Tropfen auf der Zunge wird – rufe den Schnee stofflich in Erinnerung.

Ich mochte Schnee. Dichte Flocken fallen in die Dunkelheit. Kein Fotograf zur Stelle. Von der Straßenlaterne beleuchtet, von oben leuchtet das matte blaue Licht in die langsam kreisenden Schneeflocken, nein eher scheinen die Schneeflocken im geworfenen blauen matten Licht. Die Stadt atmet stumm aus dem Auspuff des Trolleybusses, er gleitet im Tempo einer Schildkröte und fließend unter der Schneelast über die festgestampfte Schneedecke, die Reifen mustern den Schnee.

Die Bewohner der Holzhäuser – die Gefangenen des Winters blicken auf die Schneemauer, sie lässt das Licht des kurzen Wintertages nicht in ihre Behausungen.

Schließe und öffne die Augen. Will dem Rauschen schwarzweißer Bildschirmstörung entkommen. Kristallgeformt und schneeflüchtig. Rasple den Schneeklumpen am Reibebrett zu Federn. Worte mit drei E bilden als Ausweg? Ich will Stille, vergrabe mich unter der Decke. Der Schnee fällt zum Takt der Regentropfen.

Dem Zustand des fallenden Schnees eine Formation aus Worten gegenüber zu stellen – aber wie beschreibt man Schnee? Das Blatt zeichenlos lassen, einen schneeweißen DIN-A4-Bogen.

Die verschneite Nacht aus der Ferne, verflucht und finster. Beschrifte das Blatt mit Wörtern, streiche, falte, reiße, lasse die Papierfetzen auf den Boden schneien. Vergrabe mich unter die Daunendecke. Piepsen, zuerst leise, dann schriller. Die Mikrowelle, warum piepst sie, ich muss sie angeknipst haben. Überquere das gekachelte Grenzgebiet zur Kaffeetasse hin, nippe am erhitzten Kaffee.

*Darüber kreisen Krähen* kreist die fremde Strophe durch mein Gehirn. Mir fällt nur eine Strophe ein, bewusst, dass das Gedicht in meinem Gedächtnis war, nur irgendwo entschwommen, vielleicht tief vergraben, versuche die Wörter zusammenzufinden, das Gedicht zu flicken, aber die Fäden reißen und fremde Wörter einer Muttersprache – Marionetten ohne Puppenspieler. Mein Gehirn ist abgestürzt.

Wandle von der Küchenzeile zu den Regalen, beschrifte Blätter mit Wörtern, streiche durch, falte, zerreiße, forme die Fetzen zu Knäueln, markiere Sätze in den aufgeschlagenen Büchern, die den Boden mit aufgerissenen Mullwunden bedecken. Ich muss die Blätter in Büscheln rausgerissen haben. Kreise durch meine funktionale Wohnung, karg an Gegenständen.

Das Netbook summt leise, blinzelt mit Blaulicht, speist Strom, durch Akku am Leben erhalten. Das einzige Wesen, mit dem ich kommuniziere. Wie lange ist es schon her? Das Netbook zeigt Dienstag an, gerade war noch Freitag. Leere Joghurtbecher stapeln in der Spüle.

Schrill läutet es, es ist der Telefonapparat, laufe hin, nehme den Hörer ab, will mich versichern, dass ich noch sprechen kann. Überrascht die eigene Stimme zu hören. Mich wundert, dass meine Stimme weiß, wie man sich

am Telefon zu melden hat. Es ist Claire, und Claire bietet an, ganz schlicht was trinken zu gehen. Höre meiner Stimme beim Sprechen zu. Dusche, ziehe mich an, umklammere den Schlüsselbund, schreibe noch *Brot, Milch, Instantkaffee, Klopapier* auf einen Zettel und verstaue ihn in der Hosentasche.

Fluchtartig verlasse ich diesen Wohnungskasten, mit kaffeedurchtränkten Seiten, leeren Joghurtbechern, zer-rissenen und geknäulten Blättern. Kaffeetassen stehen halb leer, halb voll, wie man es nimmt, in der Wohnung verteilt. Es ist ein Schlachtfeld aus Büchern und Müll.

**D**raußen weht eine leichte Brise angenehm auf die Haut. Der blaue Fleck breitet sich langsam auf dem graubewölkten Himmel aus.

Kaufe ein, verstaue die Einkäufe im Rucksack, ein Wort auf dem Einkaufszettel habe ich vergessen, binde den Rucksack am Gepäckträger fest. Die nassen Laubblätter, die Bäume, Straßen, Häuser, Passanten, Fahrzeuge plätschern an mir vorbei.

Erblicke Claire, gehe unsicher aufgelöst in einem geschlossenen Kokon aus Schneefedern auf sie zu. Claire lächelt. Wir setzen uns, reden, dann wird es still um mich, Claires Lippen bewegen sich, der Sinn der Wörter dringt nicht zu mir durch. Die Kellnerin bindet die Stühle von der Eisenkette frei, langsame weiche Bewegungen in Zeitlupe abgespielt. Claire, Kellnerin, Café zerfallen in kleine Kaleidoskopgläschen, die sich nicht zu einem geometrisch korrektem Ornament formen, weiter zerfallen, sich überlappen. Versuche zu lächeln. Es gelingt mir die Münzen abzuzählen, *bis dann* zu sagen. Claires Schatten verschwindet am Hinterhofausgang. Begebe mich zur dichtplakatierten Wand, halte mich an Buchstaben fest, reihe die Großbuchstaben zu einem Wortgebilde aneinander, während die bunten Bilder entgleiten, verschwimmen, verschwinden.

Hastig laufe ich zum Fahrrad. Meine Hände zittern. Schließe es auf, trete in die Pedale. Eine Schar Tauben torkelt, flattert wegs, strecken die Flügel über mir, schatten mir Riesenflügel über die Stadt, gleich picken sie Passanten vom Asphalt auf. Leichte flatternde Berührungen, verliere das Gleichgewicht, bremse scharf. Der Rucksack fällt auf den Boden, ein Tetrapack platzt auf, die Milch breitet sich grauweiß auf den Pflastersteinen aus. In dieser Pfütze wächst die schwarze Asphaltinsel aus dem halboffenen Gullideckel in die von Filzstiefeln gestampfte Schneedecke. Die alte Frau im Wolltuch streut Haferflocken, die scheuen Tauben flattern weg, nur ihr gestatten sie näher zu kommen.

Die Klingel trillert in meinen Ohren. Was fängt an? Die Vorführung im Kinotheater Pionier, die Aufführung im Theater des jungen Zuschauers, der Unterricht – die zweite Stunde, im Glaskästchen der Plan, die Literatur im vierten Stock. Laufe an der Glasvitrine mit blauen Halstüchern und Daten zu den Thälmannpionieren. Sitze am Tisch mit eingeritzten Kritzeleien, vor mir die leeren Blät-

ter, ich soll zum Thema *Die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte anhand Tolstois »Krieg und Frieden«* über Napoleon und Kutuzow schreiben. Im Rücken blättert die Farbe von Tolstoi ab. Er schaut nur noch mit einem Auge, der bärtige Tolstoizyklop beobachtet mich.

Schaue den Köpfen beim Schreiben zu, starre auf die Blätter, fürchte mich vor der Literaturunterrichtenden, will nicht von ihr gelesen werden. Schrill klingelt es, hört nicht auf. Wo bin ich gerade? Ich kann nicht gleichzeitig an zwei Orten sein, *läufst du hinter zwei Hasen her, fängst du keinen, zwei Fliegen mit einer Klappe...*

Ein Mann, ans Ohr ein Blackberry gepresst, er spricht ohne Leitung. Ein Triplet Heranwüchsiger mit Plastiktüten lacht, Rosarucksäcke bedruckt mit Totenköpfen, an den Oberschenkeln baumeln die bunten Plastiktüten. Das Gesicht des Blackberrybesitzers rot und erhitzt. Die Mädchen lachen, mit hellen Stimmen durcheinander, ein Satz wechselt den anderen stockend ab, wenn Luft in die Lungen eingeatmet wird. Die Augen des Blackberrybesitzers sind gewollt vielleicht ungewollt an die nackten Oberschenkel geheftet.

Eine Mutter am Cafétisch füttert ihr Kind, sie löffelt den Brei, führt das Löffelchen in den Kindsmund, das Kind dreht sein Köpfchen, die Mutter löst langsam und sanft den Brei aus verfilztem Haarflaum.

Eine alterslose Frau sitzt unter der Holzspitze der Freitreppe mit schöngespitztem Holzstock, das schwarze Kopftuch im Nacken zusammengebunden, der fauchende Stock vor meiner Nasenspitze, langsam bewegt sich der Holzstock und ich flattere wie *Finist heller Falke* davon. Ich versuche Räume zusammenzufügen, die Alte ist in falscher Zeit und falschem Raum der Erinnerungen.

Der fauchende Stock, die Freitreppe mit Holzspitze, das Blackberry, der rote und erhitzte Kopf, die drei Mädchen, die bunten Plastiktüten, Rosarucksäcke bespickt mit Totenköpfen, die Thälmannvitrine, die Schaufenster, Tolstois Zyklopauge, die Mutter, vom Brei verfilzter Haarflaum, sie drehen sich um mich, fahre durch einen Tunnel mit Schaufenster und Klingeltönen. Die Schaufensterpuppen strecken sich, gleich brechen sie mit ihren Köpfen das Glas.

Trete in die Pedale. Die Wirklichkeit wackelt in der Iris meiner Augen gleich einem 8-mm-Familienfilm, mein Blick springt von der Erde zum Himmel, graue Erde, grauer Himmel. Zweige, an denen Frühlingsblätter flattern, sich fest an Zweigen festhalten, die Zweige an Ästen, die Äste am Stamm und der Stamm ist verwurzelt. Es ist November, wird die alte Eiche auf den Frühling hereinfallen und blühen?

Bremse ab, lehne mein Fahrrad an die graue mit schwarzer Schrift verzierte Häuserwand – auf dem braunverkohnten Grauhintergrund mit schwarzer Kohle – Stadthöhlenmalereien.

Befinde mich auf der Plus-Achse einer Zeitgerade. Vom Saarbrücker Bahnhofsgebäude mit der neuen Fassade strebe ich zum Punkt 0, definiere diesen Punkt als Saar-

brücker Bahnhof in die alte Fassade verkleidet, rase auf der x-Achse Richtung Minus zum Bahnhofsgebäude am Tomsk I Hauptbahnhof. Güterwaggons in einer weiten Entfernung aneinandergereiht, sie kommen auf mich zu, immer schneller und näher, ich bin im falschen Film, sitze schon bei der Vorführung der Brüder Lumière, die Zuschauer rennen panisch Richtung Ausgang, kneife die Augen zu, die Güterwaggons verschwinden.

Ich muss heim, taste in meiner Hosentasche nach dem Schlüsselbund. Ich muss heim, mich dem Schlachtfeld mit Büchern und Müll stellen, aufräumen, Ordnung schaffen.

Passiere die Brücke. Der Zug dröhnt über die Gleise, dem Geräusch nach ein Güterzug. Ein Mädchen torkelt mir entgegen. Ein Mercedes saust schnell, rast an ihr vorbei, sie dreht sich um, die Autos fahren auf sie zu. Sie hebt ihren rechten Arm, der Arm senkrecht zum Körper pendelt zwischen dem Brückendach und der Fahrbahn, ganz leicht nach oben, ganz leicht nach unten. Die Haarsträhne fällt ihr ins Gesicht, zeichnet eine Linie von der Stirn, über das linke Auge, an der Nase vorbei, klebt an den Lippen, der Wind entreißt die Haarsträhne, die Haarsträhne weht.

Das Mädchen ist schlank, im schwarzen Trägertop, Röhrenjeans – Streichholzbeine stecken in den Stiefeln. Sie ist zu jung, für die Witterung zu leicht bekleidet. Sie schreit *Nehmt mich bitte mit!*, der Lärm verschluckt ihre Laute. Sie lehnt sich nach vorne, ein Weizenhalm im Wind. Ein Volkswagen bremst ab, weicht nach rechts aus. Fasse das Mädchen fest, ziehe sie von der Fahrbahn weg. Das Mädchen schaut mich zuerst überrascht, dann wütend an *Was geht Sie das an?*, mit einem slawischen Akzent, und mir fällt kein Wort in keiner Sprache ein, das Mädchen schubst mich weg, flüchtet. Ihr Gesicht aus der Nähe: der dunkle Haaransatz, wasserstoffperoxidiert, ein stark geschminktes Gesicht.

Lehne mich an den Brückenpfeiler, plötzlich erschöpft, betaste den kalten Beton, will mich aufrichten, weitergehen, mein Körper gehorcht mir nicht. Alles fällt in mir und um mich zusammen. Durch Schleier von schwarzweißen Bildern nehme ich meinen Körper auf einer Trage sitzend wahr, und unter meiner Zunge zerschmilzt etwas körnig Bitteres. *Es ist der Blaumond*, so der Mann in roter aufgeblähter Uniform.

Ein Frauenkopf über mir redet auf mich ein, ich falle in etwas Bodenloses, Weiches und Hermetisches hinein.

Das Licht sickert durch die Augenlider. Eine alte Frau stellt ein Teeglas mit Zucker und Zitrone auf das Nachtschränkchen, die Zitronenscheibe schwimmt, Fruchtfleischqualle, durchtränkt vom Tee-wasser, beleuchtet vom Mond, der Löffel wandelt an den Glasrändern, schlägt einen hellen Ton. Die Alte schiebt die schweren dunkelgrünen Samtvorhänge, rausch rausch schleppen sich die goldenen Fransen über den Boden.



Tomskei Trolleybus. Foto: Ilya Plekhanov

Sie setzt sich an das Kopfende, die Stricknadeln pendeln schnell und routiniert durch die Luft. Sie fängt zu erzählen an, ein Kätzchen schmiegt sich an die Filzstiefel, der Knäuel dreht sich im Topf, der Topf schaukelt... *Es war einmal...*

Eine dürre Frau kommt rein, zieht unbarmherzig die Vorhänge zur Seite *Frühstück ist fertig, stehen sie auf und machen Sie sich fertig*, schneidet ihre Stimme die Ohren. Draußen rollen die Räder. Namen werden ausgerufen, auch meinen glaube ich gehört zu haben.

Streife die Decke bis zu den Kniegelenken, gleite mit den Fußsohlen über das Laken, strecke die Beine wieder und ziehe die Decke bis zum Kinn. Ich will Geräusche und Licht gedämpft durch die Decke auf Abstand halten, ungestört von der schneidenden Frauenstimme, dem langsamen, leisen Erzählfluss lauschen. Die alte Erzählerin ist nicht mehr da, stattdessen summt eine Fliege an der Decke, schlägt mit ihren Flügelchen gegen den Stuck. Ob es die Geschichten gab? Ich beneide die Erzählerin um ihre Mythen. Aber meine Sprache ist verstimmt wie ein altes Klavier, wie stimmt man Sprache?

*Hat die Erzählerin erzählt oder der Katervagabund?*

*Die Amme erzählt dem Dichter, der Dichter legt die Worte in den Katermund.*

Dichte Schneeflocken fallen, fallen und fallen, decken zu, die Überdachung, unter der zwei Raucher frieren, decken sie, die Holzbänke, die Erde, die Bäume, auf allem liegt der Schnee, legt sich still. Sanft fallen die Schneefedern.

Nicht, dass Frau Holle mühsam die Decke klopfte, zwei Engelskinder schlachteten sich mit Kissen. Der Kissenbezug zerriss, die Schneefedern befreit formierten sich in der Dunkelheit zu Schneeschwaden, am Rande der Schneekugel lösten sich Schneeklumpen, zerteilten sich so lange, bis die Schneefedern langsam in alle Richtungen auseinandertrieben.

Die Fliege mit Flügeln, der Kellner mit Fliege und Frack, sein Tablett mit Sekt, vielleicht Champagnergläsern?,

balanciert er auf Augenhöhe. Das Tablett auf dem Mittelfinger und Daumen, den Zeigefinger leicht zur Seite gestreckt. Vielleicht kullerte eine Murmel über den Parkettboden, vielleicht stellte ihm jemand ein Bein, hat die Anuschka das Öl verschüttet oder wars doch die Bananenschale? Ist der Kellner hingefallen? Oder balanciert er noch mit dem Tablett überm Kopf, die lackierten Schuhe machen wirre Schritte auf dem gewachsenen Parkettboden.

Die Schuhe, das Parkett, der Champagner, die Gläser

glänzen im Licht der Kerze, der Glühbirne, der Energiesparlampe? Erntet der Kellner Gelächter? Oder sitzt einer im Saal, knabbert an der Hähnchenkeule, kaut am zähen Fleisch, eine Träne kullert ihm an der Nasenwand, die Wange, die Oberlippe, den Kinn, den Hals entlang, versickert auf dem schneeweißen Kragen zum Fleck aus Fett und Salz. Und kullert die Träne in Anbetracht der wirren Schritte auf dem Parkettboden? Oder ist die Hähnchenkeule zu scharf? Oder verschluckt er sich, weil er gierig und hastig an der Hähnchenkeule knabbert und einen Hustenreiz bekommt, der das Kullern der Träne zur Folge hat. Im Augenblick glänzen die Gläser, das Parkett, der Schuhlack, das Hähnchenfett im Licht der Kerze, der Glühbirne, der Energiesparlampe. Und später angesichts des Glühbirnenverbots... Soll ich die Birne aussparen?

Die Fliege brummt, schlägt mit Flügeln gegen die Decke, verwandelt sich tigerenterisch in die summende Hummel.

Kneife die Augen zu, versuche das Volumen eines Würfels auszurechnen. Formen und Zahlen als Ordnungskraft. Mit der Kantenlänge 1 ist die Aufgabe lösbar.

Falte die Decke, lege die Arme auf den gelbweiß gestreiften Bezug, zwing mich aus dem Bett. Schau aus dem Fenster auf den Parkplatz. Ein Auto parkt ein, eine dickere Frau, Plastikkorb in der Hand, steigt vom Beifahrersitz aus. Draußen ist es anscheinend möglich, Körbe mit Kuchen, Zigaretten und Getränken zu tragen.

Setze mich auf den Stuhl, sitze eine Weile gedankenlos da. Zwing mich unter die Dusche, lasse das heiße Wasser über mich laufen. Das schäumende Wasser versickert im Abfluss. Schau auf die sprießenden Haare an den Beinen und unter der Achsel, der Rasierer wurde mir abgenommen, erinnere ich mich dunkel, weiß aber nicht mehr den Grund. Der Spiegel ist vom Dampf beschlagen. Trockne mich ab, die Tür ist sperrangelweit offen. Warte bis die heiße Luft entweicht, traue mich nicht in den Spiegel zu schauen, so dass das Warten, bis die kühle

Luft den Spiegel vom Dampf befreit, irgendwie vergeblich ist.

Traue mich raus über die Schwelle des Zimmers, gehe ins Raucherzimmer, es ist leer. Auf dem Tisch liegen bunte Zeitschriften, in denen ich eine Weile ziellos blättere, ohne den Inhalt wahrzunehmen. Auf der Fensterbank steht der Aschenbecher. Der Geruch, die Zigarettenkippen, Ekel, Aschenbecher, Rauch, Asche, Rauch, Asche..., wenn es frostig ist, beim Ausatmen Rauchwolken auf die nackte Handfläche, die Haut atmet einen Hauch von Wärme ein. Noch auf der Fensterbank: verwelkte Pflanzen, Kaffeetassen mit Kaffeeresten, das Zeitungspapier gewellt, die Seiten nun getrocknet, steif und zerfetzt.

Staple die Tassen aufeinander, gehe in die Küche, stelle die Tassen in die Spüle, lasse das Wasser laufen. Das Wasser steigt hoch bis zum Tassenrand, läuft über, fließt und spritzt auf den Teller. Lasse die Tassen stehen, nehme mir ein Glas, fülle es mit Leitungswasser. Das Glas gleitet aus den Händen, zerbricht an der Anrichte, das Wasser breitet sich aus, fließt den Anrichtetisch entlang, zuerst schnell, dann im Sekundentakt, tropf, tropf, tropf.

Schaue auf die Scherben und die sich auf dem Boden ausbreitende Pfütze, in der die Tropfen eine Kreiswelle bilden. Lehne mich an die Wand und gleite mit dem Rücken über die rauhe Oberfläche. Ich will aufstehen, aber mein Körper gehorcht mir nicht, die Verbindung ist gebrochen, will aufstehen, schaue auf meine Hand, will, dass meine Hand sich abstützt, die Beine sich strecken, aber meine Hand und die Beine bleiben schlapp, bar der Nervenbahnen. Dann Hände, die mich hochziehen, Stimmen, die auf mich einreden. Im Schwesterzimmer sitze ich auf dem Stuhl, auf meinem Oberarm das Blutdruckgerät, dass sich an meinem Arm zusammenzieht, und durch den Druck gehört der Arm wieder mir.

Der Ergotherapieraum ist hell beleuchtet, vom Sonnenlicht durchflutet, eher von der Neonröhre im Metallkasten belichtet. Hole mir ein Blatt, setze mich. Links neben mir sitzt ein dünnes Mädchen, malt Zwiebeltürme, jeden der Türme malt sie mit anderer Farbe. Rechts sitzt ein Mann mit zittrigen Händen, versucht die Konturen einer Katze nachzuzeichnen. Schweißtropfen auf seiner Stirn, weiß vor Anstrengung. Eine Frau malt Mandalas aus, sorgfältig streicht sie über das Muster, erntet das Lob der Therapeutin, mit dem schön gespitzten Bleistift nicht über die schwarze Markierung rausgeraten zu sein.

Die Frau sieht frisch aus, an ihren Augen sogar Spuren von Eyeliner und an den Wangen Rouge, aber dezent, gekonnt, nicht wie die maskengeschminkte barfüßige Gestalt mit buntem Wollpullover und dünnem Haar, die heult, schreit und manchmal mit einem Lächeln an den Lippen in der Station umherwandert.

Diese Gestalt kommt mir vor wie außerhalb der Welt, die vorgab Wirklichkeit zu sein, in der man Kontoauszüge überprüfte, Staub wischte oder saugte, Briefe öffnete, auch amtliche, hauptsächlich amtliche, mehrere Pass-

wörter in Gedächtnis speicherte, Wasch- und Spülmaschine bediente, Steuererklärungen abgab, eine Fahrkarte löste, mit Bussen fuhr, beim Busfahren wusste, in welche Richtung, welche Linie und an welcher Haltestelle man aussteigen sollte, ein Ziel hatte und verfolgte, zumindest den Anschein erweckte ein Ziel zu haben und zu verfolgen.

Nehme mir ein Blatt, beobachte die Bewegungen des Mädchens. Das Mädchen ist dünn, ihr Körper versunken im Pullover, so wenig Körper, dass mein Blick an dem haftet, was vom Körper übrig ist. Kaum ein Fleckchen Haut, das unberührt von spitzen Gegenständen und heißen Flüssigkeiten geblieben ist.

Ich bin nicht in der Lage zu malen. Das Malen zieht Entscheidungen nach sich, was solle gemalt werden, mit welchen Farben soll ich malen, soll ich Wasserfarben oder Stifte benutzen. Ich lege das Blatt zurück, nehme mir ein Puzzle, sortiere die Puzzleteile, dann mische ich sie wieder zusammen.

Die Ergotherapeutin lächelt: *Möchten Sie nicht das Puzzle zusammensetzen. Sie schaffen es bestimmt. – Heute nicht. – Aber morgen werden wir es schaffen.* Zuversichtlich, die Therapeutin.

Ich werde morgen aufstehen, duschen, frühstücken. Ordnung schaffen. Ich hatte den Arzt gefragt, ob ich lesen dürfe.

*Aber natürlich, es ist gut, lesen Sie nur, lesen Sie nur, solange es nicht Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen sind,* fügt er hinzu, dabei zwinkert er mit dem linken Auge – habe ich mir das Augenzwinkern eingebildet? Der Arzt erklärt die Krankheit mit Worten wie Botenstoffe, Dopaminüberschuss, Reizüberflutung, Ideenflut, Wahnvorstellungen, postpsychotische Depression – ich verstehe ihn. Die Behandlung, die das Schlucken einer gewissen Anzahl an chemischen Substanzen voraussetzt. Er hat keine Ahnung von den auf den Boden geschneiten Blätterfetzen, aufgeschlagenen, zusammenhanglos markierten und durchgestrichenen Sätzen, dem Chaos aus Worten. Ich nehme mir ein Blatt und schreibe: *Morgen, aufstehen, duschen, frühstücken Ordnung.* ✂



**Natascha Denner**, geb. 1976 in Tomsk (immerhin im Südwesten, wenn auch Sibiriens oder nirgendwo aufm Territorium der untergegangenen Sowjetunion), 1994 nach Saarbrücken ausgewandert. Studium der Rechtswissenschaften. Z. Zt. Studium der Germanistik und Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes, freiberuflich tätig in der Bildungsarbeit. Lesungen auf der Lesebühne im Theater im Viertel (Saarbrücken) und beim *Helldentod auf Seite 3* im Saarländischen Künstlerhaus. Zum ersten Mal im STRECKENLÄUFER. Foto: Klaus Behringer